

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 36

Artikel: Einer aus der Reihe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Necker und Wiesen und bis unter die niederhängenden Äste der Weiden zündeten, kamen sie in ein wildes Herzen und Rüffen hinein.

Rösles Mund und sein eigenes junges Blut berauschten Heinrich — sie wechselten die großen Worte des Lebens — wieder — wieder — bis sie von selber still und müde wurden, Rösle seinen Kopf sanft in ihre Hände nahm und ihm nur noch mit zitternder Zärtlichkeit die Wangen streichelte. Langsam ging drüben in der Mühle das Feuer nieder; die Flammen züngelten noch aus einem großen Trümmerhaufen, und am Himmel zog das Tagesgrauen herauf.

Da trennten sie sich. Er umging die noch bei der Mühle stehende Feuerwache; einer der letzten Zuschauer des Brandes, schritt er einsam, fröstelnd und abgeschlagen dem Städtchen zu. Seine Liebesseligkeit war einer grausamen Ernüchterung gewichen. — Gott, wenn er sich mit der Tochter eines Brandstifters verlobt hätte? —

Und unter den treuen Augen der Mutter kam er sich nicht mehr wie ein Weib vor, sondern wie — ein Lausbub.

Nur ein einziger Trost war in seiner Seele; aus Scheu der Jugend hatte er doch nicht seine Mannesehre an die Wünsche der Geliebten hingegeben. Aber doch zu viel — sein Manneswort!

Sechstes Kapitel.

So gingen die Erinnerungen Heinrichs.

Er suchte auf dem Heulager den Schlaf und fand ihn nicht. Vielleicht weil er so lange und tief auf der Steinplatte geschlafen hatte, vielleicht wegen der Bilder, die sich in seinem Gedächtnis drängten, oder vor Hunger! Er stand auf, tappte sich vor die Tür und suchte um den Dögelstein, ob er nicht noch eine Krume des Brotes finde, das ihm der Ingenieur zurückgelassen hatte. Kein Krümelchen! Die Sterne schienen klar vom kalten, blauschwarzen Himmel; die Ränder der Berge zeichneten sich daran ab, als wären sie die Umrisse hochender Riesen, vermummter Männer und Weiber; der See war dunkel und hatte doch seinen heimlichen Glanz; zuweilen stieg ein glucksender Ton, dessen Herkunft nicht zu erraten war, aus der Flut, ein Laut, als ob sich tief im Grund ein Geheimnis regte und seufzend aufwärts drängte. Das Grauen der Einsamkeit überlief den Verlassenen; er wandte sich wieder in die Hütte und seinem Lager zu, kaute an ein paar Stengeln Heu, zählte, um die wogenden Gedanken zu beruhigen, auf hundert, zwang sich, vor seinem inneren Blicke Landschaften zu sehen, die Bauernhäuser seiner Verwandtschaft, den Necker mit der uralten Tübinger Brücke, den Lichtenstein mit seinen Türmen, und war auch wirklich am Einschlafen.

Da fuhr er zusammen.

„Tühü-tühü!“ erscholl es eindringlich und scharf über ihm. Er erriet bald, ein Uhu oder sonst eine größere Eule hielt sich in der Hürde auf. Und nicht lang, so entdeckte er die im Dunkeln leuchtenden, großen, runden Augen des Vogels, der, gegen ihn gewendet, auf einer Wandspalte saß. Warum hatte er sie nicht schon in der letzten Nacht gehört oder gesehen? — Wohl aus Erschöpfung, oder weil sie erst diesen Abend durch die Luftlöcher des Gebälks zugeflogen war. Unablässig drang ihm der schaurige, traurige Ruf des Vogels, in den sich ein scharfer Zischlaut mengte, ins Ohr, dazu das harte Schnabelflacken und das Rauschen des sich spreizenden und zusammenziehenden Gefieders.

Heinrich war nicht abergläubisch; aber er litt unter den aufdringlichen Geräuschen des ruhelosen Vogels, der sich vielleicht durch den menschlichen Quartiergast in seinem Heimatrecht auf die Hürde gestört fühlte. Er langte nach einem Schuh und warf ihn aufs Geratewohl gegen den lästigen Gefellen, daß die

Bretterwand klatschte. Sich schneuzend rauschte das Tier davon; schon hoffte er auf Stille, da saß es nach einer kleinen Weile wieder auf dem Balken und schrie — schrie, sich beständig räufpernd, in langgezogener Klage auf ihn los.

„Hat mir denn Gott diesen verfluchten Vogel zum Spott auf den Hals geschickt, wo ich doch sonst schon so unglücklich bin?“

Seine Einbildungskraft erregte sich. War es nicht eine arme, verdammte Seele, die aus dem Nachtgetier um Erlösung schrie, etwa der brave Kaspar oder das schöne Annerl aus Brentanos Erzählung oder die Pfarrerstochter von Taubersheim? — Fortsetzung folgt.

Einer aus der Reihe

(Sonntagsgedanken.)

Wenn wir doch mehr darauf achteten, wie wunderbar der Schöpfer die Kräfte und Aufgaben für die Menschen verteilt hat. Mancher würde sich weniger plagen müssen, ruhiger wirken und sich seiner eigentlichen Aufgabe besser hingeben können. Wie deutlich grenzt die Heilige Schrift das Wesen von Mann und Frau von einander ab. Nicht daß etwa der Mann mehr wäre als das Weib, beide sind zur gleichen ewigen Seligkeit berufen, aber hier im Erdenleben haben nicht beide die gleiche Stellung.

Es ist sicher ein ganz unnatürlicher Zustand, wenn von einem Menschen mehr erwartet wird, als er leisten kann, zu viel und zu vielerlei, und wenn er selber meint, alles liege auf seinen Schultern, die Welt habe mit ihm erst recht angefangen, höre auch mit ihm auf. Es ist schön, wie wir nach der Ordnung des Gottesreiches einfach Glieder in einer langen Kette, Einer aus der Reihe sein dürfen. Wir Schweizer haben das Vorrecht, in einem wohlgeordneten Staatswesen ruhig leben zu dürfen. Und wir sind — sicher mit einem gewissen Recht — stolz auf unser Land mit seinem Schulwesen, seinen vielen Fürsorgeeinrichtungen, seiner gut funktionierenden Rechtspflege u. a. m. Nur sollen wir Heutigen uns bewußt sein, daß das alles nicht unser eigenes Werk ist, sondern daß da Geschlecht um Geschlecht seit Jahrhunderten am allmählichen Aufbau mitgearbeitet hat. Sie stehen alle auf den Schultern ihrer Vorfahren, ernten die Früchte ihrer Erfahrungen, ihrer Mühen und auch ihrer Leiden. Deswegen ist nicht eine Zeit besser als die andere, eine Sorte Eidgenossen die richtige, und die andere die unrichtige. Freue dich, daß auch du ein bescheidenes Glied in dieser Reihe sein und in deinem Teile am Wohle des Ganzen mitarbeiten darfst. Wenn die Menschen alt werden, so blicken sie gern abwägend auf ihr Leben zurück und versuchen, eine Art Bilanz zu ziehen. Sie fällt dann manchmal recht bescheiden aus. Wenig von dem, was man in jungen Jahren erstrebt hatte, wurde erreicht. Vielem haßte die Unzulänglichkeit an. Anderes, das du hättest vollbringen wollen, gelang nicht dir, sondern einem andern.

So wird es fast immer sein, denn die Genies sind selten. Und auch deren Können hat seine Grenzen. Aber es wird wohl auch gut so sein. Es ist eben Sache Gottes, des höchsten Baumeisters, alle diese einzelnen Steine zu einem rechten Bau zusammenzufügen. Der Apostel Paulus vergleicht die Gemeinde mit einem Leibe, dessen Glieder die Einzelnen sind. Die Hand ist nicht das Haupt, und der Fuß ist nicht die Hand, aber zusammen bilden die Glieder den lebendigen Leib.

Unsere Jugend übt sich gerne im Stafettenlauf. Ist er nicht ein Abbild der göttlichen Arbeitsordnung? Jedem Einzelnen innerhalb der sich im Wettstreit messenden Gruppen ist da seine besondere Aufgabe zugewiesen, so wie es seinem Können entspricht. Keiner übernimmt die ganze Strecke allein.

So hat Gott geordnet, daß seine großen Gedanken auch durch schwache Menschen verwirklicht werden sollen, durch lauter Teilleistungen, wie sie uns angepaßt sind. Wenn wir das wissen, so wird uns auch die schlichte Arbeit auf bescheidenem Posten lieb und wichtig. Denn sie ist für Gott getan. Lw.